

Prolog - Freya

15. Oktober 2017

Der Hof lag inmitten einer ländlichen Idylle. Nur wenige Häuser umrahmten ihn. Er schien verlassen. Einzig ein dunkelgrauer VW Passat mit Hamburger Kennzeichen stand noch vor der Eingangspforte zum Grundstück, auf dem sich ein ansehnliches Bauernhaus befand. Und da schloss auf einmal jemand ein Fenster. So unbewohnt war es dann also doch nicht. Eine junge Frau mit blonden, zerzausten Haaren war hinter einem der Fenster des Bauernhauses auszumachen.

Verschwitz und etwas verwirrt betrat die junge Frau namens Freya wieder das Sterbezimmer ihrer Oma. Wäre sie nicht, alarmiert durch die Nachbarin Tante Liese, von Hamburg aus aufgebrochen, hätte den Leichnam ihrer Großmutter womöglich noch lange niemand gefunden. Freya hatte gerade den Bestatter Herrn Gantrum verabschiedet. So freundlich und zuvorkommend er auch war, irgendwie schien er Freya unheimlich. Er sprach von vielen Geheimnissen, die ihre Oma jetzt ins Grab mitgenommen hätte. Freya wusste nicht, was das bedeuten sollte. Aber wenn sich bis jetzt niemand

für diese vielen Geheimnisse interessiert hatte, konnte es doch wohl nicht so schlimm sein, wenn sie nun in der Dunkelheit des Vergessens verschwinden würden.

Freya hoffte, dass ihr Vater sich melden würde. Sie hatte ihm zumindest eine Nachricht übers Handy geschickt. Als Mitarbeiter von „Ärzte ohne Grenzen“ würde er sich allerdings nicht so einfach davonmachen können – selbst nicht, um den Tod seiner Mutter zu betrauern und sie der Erde zu übergeben. Wie Freya feststellte, hatte er ihre Nachricht noch nicht einmal gelesen. Sie fühlte sich erschöpft und atmete tief durch, um Kraft zu sammeln.

Jetzt war das Zimmer tatsächlich leer. Der Körper ihrer Oma hatte einen tiefen Abdruck auf der Matratze des Bettes hinterlassen, in welchem er noch vor wenigen Minuten reglos und steif gelegen hatte. Sie konnte diese Mulde in der Matratze gar nicht mit dem Bild in Übereinstimmung bringen, das sie von ihrer Oma hatte – eine kleine, gedrungene Frau mit energischen Gesichtszügen und weißem Haar. Es war still hier in der Kammer. Eine Stille, die Freya lange nicht erlebt hatte. Aus Hamburg kannte sie so etwas nicht. Diese Stille lastete auf ihrem Gemüt wie ein schwerer Stein. Allein die große Uhr an der

Wand tickte unbeirrt vor sich hin „Ticktack, ticktack.“ Freya schien es, als ob sie ihre eigenen Gedanken hören könne. Das erste Mal seit vielleicht drei Monaten, in denen sie nie außerhalb von Großstädten unterwegs gewesen war, wurde sie sich ihrer selbst bewusst. „Ticktack, ticktack“. Die Uhr musste schon sehr alt sein. Sie war schlicht gehalten. Nur an einer Stelle trug sie eine Gravur, ein Kreuz war an der Oberseite in das helle Holz eingelassen. Heute würde man sich so etwas nicht mehr ins Schlafzimmer hängen, war sie sich sicher. „Ticktack, ticktack.“ Vor Kurzem war sie noch mit ihrem Freund – wahrscheinlich mittlerweile Exfreund – John in New York gewesen. Wie lange hatte er sie jetzt schon nicht mehr angerufen? Drei Tage? Vier Tage? Zu lange in jedem Fall. Vielleicht war er jetzt mit der Jamaikanerin Brenda zusammen, die er natürlich rein zufällig bei einem gemeinsamen Abendessen in Manhattan getroffen hatte. Bei diesem Gedanken kam Wehmut in Freya auf. Was sie schon alles gemeinsam durchgestanden hatten. Die Wohnungssuche in Hamburg, Johns nervige Schwester, die unbedingt bei ihnen hatte wohnen wollen, und noch so vieles mehr. Freya seufzte. Dann hatten sie ein paar Tage nur für sich haben wollen und waren darum nach New York geflogen – wo ausgerechnet

diese Brenda auftauchte. Sie musste schlucken. New York übertraf die Hektik der Elbmetropole Hamburg um ein Vielfaches. Überall schubsten sich die Leute, um einen besseren Blick auf die Auslagen in den Schaufenstern zu erheischen. Der Autolärm war ohrenbetäubend, und ein paar schwarze Musiker versuchten vergeblich, sich mit ihren Musikinstrumenten Gehör zu verschaffen. Freya erinnerte diese Stadt an einen Bienenschwarm – einen Bienenschwarm, der sie erbarmungslos zu verschlingen drohte.

Die Luft war jetzt besser in dem Zimmer, nachdem Freya den Nachttopf ausgeleert und gelüftet hatte. Freya hatte umgehend die Fenster geöffnet, als sie vor einigen Minuten ins Zimmer gekommen war, um den Fäkalgeruch zu beseitigen, der ihr entgegen geschlagen war. Krampfhaft versuchte sie, die Gedanken an John aus ihrem Kopf zu verbannen. Besser, sie konzentrierte sich wieder auf die Gegenwart.

Sie griff wieder nach dem Schuhkarton, der halb unter dem Bett ihrer Großmutter gestanden hatte. Ihm hatte sie diesen seltsamen Brief entnommen, der aller Wahrscheinlichkeit nach von ihrer Uroma stammte. Sorgfältig verschloss sie den Karton wieder mit dem Deckel. Jetzt versuchte sie, ihre Gedanken

zu ordnen. Welche Empfindungen waren das, die in ihrer Seele wühlten? Was war das wirklich für eine Familie, aus der sie stammte? Wie war der Hinweis des Bestatters zu verstehen, als er sagte, dass mit ihrer Oma jetzt viele Geheimnisse verloren gingen? Ihr schien es, als würde sie ihre Familie und sich selbst gar nicht mehr kennen. Sie hatte all diese Dinge ihr ganzes Leben lang nicht hinterfragt. Es war alles so, wie es war, und es war gut so. Die Angst, die jetzt tief in ihrer Brust schlummerte, kämpfte mit der Neugier und einem Gefühl der Entwurzelung. Ein Schiff auf hoher See ohne Kompass, ohne Land in Sicht, das von den Wellen hin und her geworfen wurde. Ja, das war das Bild, an welches sie jetzt denken musste. Sie fühlte sich heimatlos, den Stürmen des Lebens schutzlos ausgeliefert.

Freya hatte auf dem Hocker am Fußende des Sterbebetts ihrer Oma Platz genommen und hing ihren Gedanken nach, als ihre Hand wie zufällig auf ein Kästchen fiel, das nur halb unter das Bett geschoben war. Ihr fröstelte es, als in diesem Moment eine Orkanböe von draußen heulend und brausend an ihr Ohr drang. Der Sturm klang wie ein startendes Passagierflugzeug. Da wären in Hamburg längst sämtliche Sirenen angesprungen. Und dann noch

diese Uhr. Wem sie wohl einst gehört hatte? „Ticktack, ticktack.“ Wie hypnotisiert von der Uhr und dem Unwetter, das vor dem Fenster weiter an Fahrt aufnahm, zog sie das Kästchen unter dem Bett hervor. Der Deckel war nicht verschlossen, sondern stand ein Stück weit offen. Freya spürte das Frösteln immer stärker, obwohl es in der kleinen Kammer, abgesehen von der Zugluft, die durch die teilweise undichten Fenster drang, nicht wirklich kalt war. Verstohlen lugte sie ins Innere des Kästchens. Gänsehaut überzog mittlerweile ihren ganzen Körper. Sie merkte, wie sie anfang zu zittern. Es war kein heftiges Zittern. Aber sie spürte ihre Erschöpfung und Aufregung ganz deutlich. In dem Kästchen befand sich ein kleines, dickes Buch, dessen Seiten teilweise schon lose heraushingen. Wie in Trance und mit spitzen Fingern zog sie das alte Papier aus der Box, während das Ticken der Uhr in ihr wiederhallte. „Ticktack, ticktack.“ Ob es die ungewohnte Landluft oder die Stille war, vielleicht auch die seltsame Begegnung mit dem Bestatter Herrn Gantrum, das Ticken dieser merkwürdigen Uhr oder das Unwetter draußen, jedenfalls wurde ihr schwindelig. Mühevoll versuchte sie, die Uhr mit ihren Augen zu fixieren, um etwas Halt zu bekommen. Sie versuchte, sich zu entspannen, aber es wollte ihr nicht

so recht gelingen. Waren das Schritte auf der Diele? „Quirtsch, tock; quirtsch, tock.“ Sie spürte geradezu, welch einzigartiges Manuskript sie da in Händen hielt, welch Lebensgeschichte und für immer erloschenen Gedanken hier niedergelegt sein mussten. Mit allergrößter Vorsicht strich sie die erste Seite glatt und blickte verstohlen auf die in altdeutscher Schrift verfassten Zeilen. Sie hatte diese Schrift noch gelernt, damals in der Schule, in einer freiwilligen Arbeitsgemeinschaft. Es schien ihr eine Art Tagebuch zu sein, denn die ersten Worte, die sie entziffern konnte, waren Datumsangaben. Den Inhalt der Kritzeleien auf der ersten Seite konnte sie beim besten Willen nicht erkennen. Aber das Datum war deutlich lesbar:

„1. August 1914

... Er ist jetzt schon fünf Tage bei den Soldaten. Er war so traurig – nein – leblos, als er erfuhr, dass sich sein Vater während seiner Abwesenheit umgebracht hatte.“

Freya verstand das nicht: Wer war „er“, und von welchem Vater war hier die Rede? Sie las weiter, und mit jedem weiteren Wort versank sie mehr in die Welt, die in diesem Zimmer nur allzu gegenwärtig

war, obwohl sie wahrscheinlich schon seit mehr als einem Jahrhundert vergangen sein musste.

„Er wollte gar nicht mehr aufhören zu weinen, als er erfuhr, dass sich der alte Bauer erhängt hatte. Doch musste er zu den Soldaten, sich in der Kaserne melden, sonst hätten sie ihn doch noch umgebracht. Von dort kam er gar nicht erst zurück. Dann konnte ich für eine ganze Nacht auch nicht mehr aufhören zu weinen. In diesem Moment tat es mir so leid, dass ich damals in Hamburg mit Fabian angebandelt hatte. Aber ich hatte wirklich nicht damit gerechnet, dass er das Gefängnis überlebt, und genau darum brauchte ich jemanden, der mir in dieser Zeit Halt gab. Zum Glück hilft mir jetzt der Nachbar, Peter Jensen, den Hof von Jehanns Vater zu führen. Es sind zwar nicht mehr viele Tiere hier, aber die fünf Kühe müssen gemolken und gefüttert werden, und die Hühner werden in ein paar Tagen geschlachtet, bevor sie zu alt sind. Ich kann Jehann verstehen. Auch ich habe schließlich meinen Vater verloren, wenn auch auf andere Weise. Wo er jetzt wohl ist? Ob er noch lebt? Ich habe nichts von ihm und über ihn gehört, seitdem ich wieder hier bin.“

Freya blätterte neugierig um.

2. August 1914

„Es ist einsam. Zwar kann ich jederzeit zum Nachbarn gehen. Doch so richtig anvertrauen kann ich mich nur meinem Tagebuch. Es ist jetzt schon fast zwei Monate her, da ich mit Jehann meine Heimat und meinen schrecklichen Vater hinter mir gelassen habe. Es kommt mir sehr viel länger vor. Aber was ist auch alles in der Zwischenzeit geschehen? Die Welt scheint aus den Fugen geraten zu sein. Und jetzt in Wrohm fühle ich mich, als ob ich allein auf der Flucht wäre.“

Freya war wie elektrisiert. Wer schrieb diese Zeilen? War es ihre Uroma? Das könnte von der zeitlichen Einordnung her hinkommen. Wahrscheinlich hatte ihre Oma dieses Buch noch gelesen, bevor sie für immer die Augen schloss. Dann hatte sie es nicht mehr geschafft, das Kästchen mit dem Buch zur Gänze unters Bett zu schieben, sodass es Freya jetzt auffallen musste. Mit größter Vorsicht blätterte sie die nächste Seite auf und spürte dabei den Staub und das raue Papier unter ihren Fingern. Erneut versank sie in die beschriebene Welt und verlor sich jetzt

gänzlich in den Worten, die ihren Urheber nach wie vor nicht endgültig preisgaben. Ausgelöst durch den Sturm, der jetzt fast wie ein Rudel Wölfe heulte, durch das Knarren auf dem Flur, das Ticken der Uhr und die Einsamkeit stiegen in ihrem Inneren Bilder herauf, welche zu den Worten auf dem alten Pergament zu passen schienen. Freya fragte sich zwar, woher diese Bilder, die sie in der Realität sicher noch nie gesehen hatte, kommen konnten, sie tat diese Frage aber mit ihrer Angespanntheit und der überreizten Fantasie ab. „Ticktack, ticktack.“ Ein Kribbeln erfüllte ihren Körper, als würde das raue Papier, das sie in Händen hielt, über ihre Haut reiben. Sie wusste nicht, wie ihr geschah, dennoch las sie weiter.

„Der Kaufmann hat mir zum Glück zwei Hühner abgekauft. So konnte ich mir Brot und Kartoffeln leisten, die ich zu dem Fleisch eines weiteren Huhns gegessen habe. Auch wenn ich nicht wirklich Hunger leiden muss, macht mich die Einsamkeit verrückt. In der Nachbarschaft gibt es eine Frau in meinem Alter. Auch ihr Mann ist bei den Soldaten. Nur stört mich, mit welcher kühler Gleichgültigkeit sie über ihn redet. Auch das macht mich verrückt.“

5. August

„Er hat geschrieben, endlich hat sich Jehann hören lassen! Wahrscheinlich hat er den Brief diktieren müssen. Seine Schreibkünste waren ja noch nie die besten. Aber er weiß sich zu helfen, da bin ich mir sicher. Ich bin so glücklich und zugleich so voller Angst. In Berlin ist er jetzt und bereitet sich in einer Kaserne für einen Marsch nach Russland vor. Oh nein, Berlin. Er hatte doch schon in Hamburg alle Mühe, sich an die Stadt zu gewöhnen. Wie muss es ihm erst in Berlin ergehen? Berlin ist doch bestimmt noch viel größer. Aber er beschwert sich nicht.

„Die Russen sind genauso Feinde wie die Engländer und Franzosen“, schreibt er stattdessen. Er habe zwar noch nie einen Franzosen kennengelernt, aber es stimme schon, was man überall sagt, erzählt er weiter: „Sie sind korrupt, fressen Ungeziefer wie Frösche und Schnecken und wollen, dass wir alle nach ihrer Pfeife tanzen.“ Als eine überhebliche Nation bezeichnet er sie.

Oh, mein Jehann. Was musst du nur aushalten? Pass nur gut auf dich auf. Ich vermisse dich so sehr. Manchmal habe ich nachts das Gefühl, als ob jemand über den Flur schleicht. Es knarrt und

raschelt überall. Aber wahrscheinlich sind es nur die Mäuse. In diesen Nächten verkrieche ich mich tief in dein Bett, in dem wir zumindest ein paar gemeinsame Stunden verbringen konnten.“

Die Einträge für den nächsten Tag, den 10. August, waren nur sehr schwer leserlich. Die Schrift war verschmiert und irgendwie blasser als die Buchstaben an den vorangegangenen Tagen. Nur mit Mühe schaffte es Freya, die Worte zu entziffern:

„In den letzten Tagen war hier die Hölle los. Leute von der Armee liefen durch das Dorf, um sicherzustellen, dass sich kein junger Mann vor dem Krieg drückt. Ein paar haben sie dann auch tatsächlich gefunden. Sie waren auf den Heuböden der Bauernhöfe am Dorfausgang. Einige Männer haben geschrien, geheult und geschluchzt, sich gewehrt und mit aller Macht gegen die Soldaten angekämpft. Doch es half ihnen nichts. Sie wurden sogar mit einem Fahrzeug abtransportiert, das ohne Pferde und andere Zugtiere auskam. So etwas habe ich noch nie gesehen.“

Die Schrift wurde kleiner, und je mehr Freya sich anstrengte, die Worte zu entziffern, desto mehr vermischten sich Fantasie und Schrift. Die inneren Bilder schienen jetzt gänzlich die Oberhand zu gewinnen:

„Heute war ich das erste Mal am Grab von Jehanns Vater. Ein schlichter Stein und ein Holzkreuz. Ein wenig Rasen ist auf dem Grab gesät. Es gab wohl niemanden, der es pflegen wollte. Gerade einmal 41 Jahre, älter ist er nicht geworden. Zwar schon nicht mehr ganz jung, aber gute zwanzig Jahre hätte er doch noch gehabt. Mein lieber Jehann, ich hoffe wirklich, du liest diese Zeilen eines Tages und begreifst, was die Leute hier durchmachen müssen. Es sind kaum noch junge Männer da, die die Stallarbeit erledigen können. Nur noch die Mütter und manchmal Großmütter verrichten die schwere Arbeit. Bald wird man wohl auch die Schulklassen aus dem Dorf zum Militär einziehen. Dann gibt es noch weniger Leute, die anpacken können. Auch mir schmerzt abends der Rücken. Morgens scheint es, als ob Sand durch meine Adern strömt, so kribbelt es, sicher ein Zeichen meiner Muskeln.“

Peter Jensen ist ja auch schon 70 und kann nicht mehr viel tun.“

In diesem Moment gesellten sich zu Freyas inneren Bildern auch Worte, die aus einer anderen Welt an ihr Ohr zu dringen schienen. Sie wunderte sich in diesem Haus über gar nichts mehr. Die Atmosphäre war magisch, geisterhaft, irgendwie unreal. Ob sie jedoch Angst hatte, konnte sie in diesem Moment nicht sagen. Alles war ihr so vertraut und doch so fremd. Wem gehörte diese Stimme?

Kapitel 1 - Janne

„Hey, Janne, wir müssen noch die Hühner schlachten, ausnehmen und in die Speisekammer schleppen. Sonst geht der Fuchs mit ihnen ab“, ein gebeugter, weißhaariger Mann mit einem tief durchfurchten Gesicht stand vor der dunklen, aus massivem Eichenholz gefertigten Tür von Jehanns Kammer, die jetzt von Janne bewohnt wurde. Die schmale und steile Treppe, die zu dem Zimmer führte, schien seit langem nicht mehr gesäubert worden zu sein. Fußspuren zeichneten sich in dem Staub auf den Stufen ab. Kein Mucks drang von innen an das Ohr des alten Mannes. „Janne, nun sieh zu, dass du aus den Federn kommst!“

Während Peter Jensen ungeduldig mit seinen Fingern auf das Treppengeländer trommelte, öffnete sich unten knarrend eine Tür. Der alte Bauer blickte über seine Schulter und erspähte Janne am Fuß der Treppe.

„Wo kommst du denn her?“, ärgerlich blickte Peter Jensen die Treppe herab, bevor er sich langsam und mühevoll an den Abstieg machte.

Von unten schallte es mit einer hellen Frauenstimme „Ich war gerade dort, wohin du mich bestimmt nicht begleiten wolltest.“